

Wiener Beitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Sonnabend, den 2. May 1835.

53

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Zur Geschichte des deutschen Badelebens im Mittelalter.

Mitgetheilt von Prof. Joh. Gabr. Seidl.

Vixit, dum bene vixit.

Daß es etwas ganz Eigenes um das Badeleben sey, wird gewiß Niemand läugnen, der nur einige Male, in einem besuchteren Curorte, eine sogenannte glänzende Tour mitgemacht hat. Nach einem Ausfluge, einer Landparthie nach einem Badeorte läßt sich das Leben daselbst durchaus nicht beurtheilen, indem die wahren Elemente desselben dem Blicke des flüchtigen Beschauers gänzlich fremd bleiben. Langeweile, Mißbehagen, Verstimmung oder Betäubung sind gewöhnlich die wenig lockenden Früchte, welche man auf einem solchen Abstecher gewinnt. Ja man wird auf diese Weise gar leicht verleitet, eine unbezwingbare Abneigung gegen alle Badereisen zu fassen, und es für unbegreiflich zu halten, wie jährlich Tausende sich selbst so arg täuschen und dort Heilung, Lebenslust und Erholung suchen mögen, wo wir das Gegentheil von dem Allen gefunden haben. Augenscheinlich liegt hier aber die Schuld an uns, nicht an der neuen, kleinen Welt, über die wir so vorschnell aburtheilen. Man muß leben in ihr; muß in ihr Thun und Treiben, aus eigenem Interesse, mit hineingezogen werden; muß, losgerissen von allen andern Verhältnissen, ihr Bürger seyn, um sagen zu können: So ist das Badeleben! Die Gemeinschaftlichkeit des Zweckes, das gegenseitige Bedürfniß, die Beschränkung aller Vergnügungen und Behelfe auf einen gewissen Umkreis, vielleicht auch das Bewußtseyn, einander eben so schnell wieder zu verlieren, als man sich gefunden hat, vereinen Menschen von den verschiedenartigsten Neigungen, Ansichten, Verhältnissen, Ständen und Sitten zu einem gesellschaftlichen Körper, welcher alle seine Bildungsperioden um so rascher durchläuft, je näher er das Ziel seiner Auflösung vor Augen hat. Wie in dem Zaubertopfe eines Philadelphia oder Vostko die kaum gesetzte Blumenzwiebel keimt und treibt und Blätter vorschiebt und Blüthen entfaltet, und nach kurzer Frist wieder in sich selbst zusammenfällt: so macht das Leben in einem Badeorte (wie das Leben im Reisewagen) seinen Cyclus, in be-

schleunigter, aber eben darum interessanter Entwicklung, durch. Wie die Ringe auf einer Wasserfläche entstehen, weiter greifen und sich dann wieder in neue verlieren, so ist es auch mit dem Entstehen, der Ausbreitung und dem Verschwinden der geselligen Kreise in Bädern.

Den Lesern und Leserinnen dieser Zeitschrift dürfte es daher nicht uninteressant seyn, über das Treiben unserer Voreltern in einem der berühmtesten Curorte jener (wie noch der gegenwärtigen) Zeit Einiges zu erfahren, was hinreichen mag, um einen Vergleich des dermaligen Badelebens mit dem des Mittelalters anzustellen. Ich entlehne die lebhafteste Schilderung des letzteren aus den Briefen des berühmten Poggius Florentinus. Dieser Mann (eigentlich Poggio Bracciolini, zu Terra Nuova bey Florenz im J. 1380 geboren) war eines der ausgezeichnetsten Talente seiner Zeit. Schon im achtzehnten Jahre widmete er sich dem Studium der lateinischen und der griechischen Sprache mit seltener Ausdauer. Seine Kenntnisse erregten in Rom bald Aufmerksamkeit, und verschafften ihm die Stelle eines apostolischen Correspondenten, die er daselbst von Bonifaz IX. bis auf Alexander V. bekleidete. Den Päpsten Johann XXIII., Martin V., Eugen IV., Nikolaus V. und Calixtus III. stand er, als Geheimschreiber, zur Seite. Im Jahre 1414 wurde er zum allgemeinen Consilium zu Konstanz abgeordnet, wo er sich vorzüglich mit Auffuchung alter Handschriften abgab, und eine reiche Ausbeute machte *). In jene Zeit fällt auch die nachfolgende, ganz das Gepräge des feurigen Florentiners tragende, Beschreibung des Lebens zu Baden (im Canton Argau), wohin er von Konstanz aus gereiset war, um seine geschwächte Hand herzustellen. Sie ist in einem zierlich schön geschriebenen lateinischen Briefe an einen gewissen Nikolaus enthalten, aus welchem ich sie hier auszugsweise mittheile.

„Es dünkt mich der Mühe werth,“ schreibt der gelehrte Mann, „dir die anmuthige Lage dieses Badeortes, die Sitten der Leute daselbst und die Art, wie sie baden, zu schildern. Man spricht nemlich viel von den Bädern der Alten zu Puteoli, wohin fast ganz Rom, des Vergnügens halber, zusammenströmte; aber ich kann unmöglich glauben, daß sie den hiesigen an Reiz nahe kommen konnten, ja mit ihnen nur zu vergleichen gewesen seyen. Denn das Vergnügen zu Puteoli lag mehr in der Anmuth der Umgebung, in der Pracht der benachbarten Landsitze, als in der Aufgeräumtheit der Leute und im Gebrauche der Bäder. Hier aber gewährt die Umgebung keine oder nur geringe Erheiterung; alles Übrige hingegen verschafft einen ungemeinen Reiz, so daß ich oft glaube, nicht nur Venus sey aus Cypren in diese Bäder übergesiedelt, sondern überhaupt Alles, was nur vergnüglich ist, hier zusammengekommen.“

Da ich aber im Begriffe stehe, dir meinen gegenwärtigen Aufenthalt zu beschreiben, so will ich auch den Weg nicht unberührt lassen, welchen ich von Konstanz hieher genommen habe, damit du dich in der Lage besser zurecht findest. Am ersten Tage fuhr ich in einem kleinen Schiffe, 24,000 Schritte

*) In einem alten Thurne des Klosters von St. Gallen fand er die Werke des Quinctilianus; auch Theile des Ascanius Pedianus, des Valerius Flaccus, des Cicero, die Schriften des Ammianus Marcellinus u. a. wurden durch ihn zu Tage gefördert.

weit, den Rhein entlang, nach der Stadt Schaffhausen. Von hier aus muß man eine Strecke von 10,000 Schritten zu Fuße zurücklegen, weil der Strom sich zwischen steilen Bergen und schroffen Klippen reißend hinabstürzt. Wir kamen zu einem festen Schlosse, Kaiserstuhl genannt, d. i. Cäsars Sitz. Dem Namen und der günstigen Lage nach (der Strom biegt nemlich knapp um einen steilen Hügel, an welchem die Verbindung zwischen Germanien und Gallien nur durch eine kleine Brücke hergestellt ist) glaube ich, daß hier einst eine Römerschanze gestanden sey.

Wir sahen auf diesem Wege den Rheinfall. Der Strom wälzt sich von einem hohen Berge, der ihn in seinem Laufe hemmt, mit großer Wuth und schauerlichem Gebrause hinunter, so daß man glaubt, er weine und wimmere über seinen eigenen Fall. Wir hieseln dabey die Sagen ein, welche man sich von dem steilen Nilsfalle erzählt. Es ist kein Wunder, wenn die Nachbarn des letzteren, wegen des Geräusches und Getöses, taub werden, da man das Brausen dieses Stromes, welcher hier im Vergleiche mit dem Nil doch nur ein Wildbach ist, drey Stadien weit im Umkreise vernimmt.

Endlich gelangt man nach Baden, einer ziemlich wohlhabenden Stadt, in einem Bergthale, nahe an einem überaus reißenden Flusse (Limmat) gelegen, welcher 6000 Schritte weit von der Stadt in den Rhein fällt. In einer Entfernung von vier Stadien außerhalb der Stadt befinden sich, ober dem Flusse, die herrlichen Curgebäude. In der Mitte derselben trifft man einen geräumigen Platz, und ringsherum stehen die stattlichen Fremdenwohnungen, die Herbergen vieler Nationen. Jedes einzelne Haus hat sein eigenes Bad im Innern, worin nur jene baden, die dort abstiegen. Außerdem gibt es wohl an dreißig theils öffentliche, theils geschlossene Bäder. Auch besteht noch beyderseits ein Freybad für das gemeine Volk und den Pöbel, in welches Weiber, Männer und Knaben und unverehrliche Jungfrauen, und die Hefe der hier Zusammenströmenden hinabsteigen. Die Männer sind daselbst von den Weibern nur durch einen Erdaufwurf getrennt, da man es mit friedliebenden Leuten zu thun hat. Es ist lächerlich, alte Mütterchen und erwachsene Mädchen, bunt durch einander, vor den Augen der Menschen, entkleidet, aus- und einschlüpfen zu sehen. Ich mußte öfter über dieses seltsame Schauspiel vom Herzen lachen, indem es mich unwillkürlich an die Floraspiele der Alten erinnerte, und konnte die liebe Einfalt der Leute nicht genug bewundern, welche weder hinblicken, noch irgend etwas Arges denken oder sprechen.

Die geschlossenen Bäder in den Häusern dagegen sind geschmackvoll eingerichtet, aber auch für Männer und Frauen gemeinschaftlich. Ein Gitterwerk trennt sie von einander, in welchem Schubfenster eingefügt sind, durch die man mit einander zehen, sprechen, sich sehen und sich berühren kann, was häufig Gewohnheit ist. Oberhalb sind Lauben angebracht, auf welchen die Leute hin und her wandeln, um herabzusehen und herabzusprechen; indem es Jedem frey steht, des Besuches, des Scherzes und der Erheiterung halber, auch in die Bäder der Andern zu gehen und sich dort aufzuhalten. Bey den Zugängen findet man keine Wächter; keine Schwelle, kein Verdacht von Unanständigkeit verbietet den Zutritt. An mehreren Orten ist sogar der Eingang in die Bäder für Männer und Frauen der nemliche. Die Männer haben Schurzkleider, die Frauen Linnenhemden, welche seitwärts von oben bis an

die Hüften aufgeschlitzt sind. Sie speisen bisweilen im Bade selbst an wohlbesetzten Tischen, die auf dem Wasser schwimmen. Jeder trägt sein Schärflin dazu bey. Die Männer pflegen zu bedienen. Auch wir wurden in dem Hause, wo wir badeten, einmal zu einem solchen Mahle eingeladen. Ich trug meinen Theil zwar bey, wollte aber, wiewohl man mich zu wiederholten Malen bat, nicht dabey erscheinen, nicht etwa, weil ich mich schämte, was man hier für Blödheit und Ungeschliffenheit halten würde, sondern weil ich der Sprache unkundig bin. Es kam mir nemlich thöricht vor, daß ich, ein Italiener, der von all ihrem Gepoluder nichts versteht, da im Bade, unter dem Weibervolke, stumm und zungenlos einen ganzen Tag mit nichts anderm hätte zubringen sollen, als mit Zechen und Pocusiren. Zwey von meinen Begleitern machten sich übrigens mit Herzenslust daran, aßen, tranken, plauderten mit (wiewohl mittelst eines Dolmetschers), wehten den Frauenzimmern oft Kühlung mit dem Fächer zu und trieben noch allerley anderes tolles Zeug. Dabey waren sie jedoch, wie es der Männer Sitte ist, wenn man sie ins Frauenbad hinüber ruft, in linnene Röcke gekleidet. Ich aber beobachtete von der Laube herab ihre Sitten, ihre Gewohnheiten, die Lieblichkeit solch' eines Mahles, die Freyheit und Ungezwungenheit ihres Lebens. Es kam mir wunderbar vor, mit welchem Zutrauen die Männer ihre Frauen von Fremden umschwärmt sahen; sie thaten, als ob es sie nicht anginge, als ob sie es nicht sähen. Sie legen alles aufs Beste aus. Nichts ist so schwierig, daß es ihnen nach ihren Sitten nicht leicht würde. Ich glaube, sie würden sich, ohne Widerstand, sogar in eine platonische Republik gefügt haben, da sie jetzt schon, ohne Plato's Lehre studiert zu haben, so geeignet für seine Secte scheinen. In einigen Bädern sitzen Männer und Frauen neben einander, jeder neben derjenigen, der er aus Verwandtschaft wohl will, oder aus Wohlwollen sich verwandt dünkt.

Angezogen von der Fülle des Schauens und Scherzens, badete ich zweymal im Tage; die übrige Zeit brachte ich mit dem Besuche der andern Bäder zu, wo ich, der allgemeinen Sitte gemäß, Münzen und Kränze warf. Denn etwas zu lesen, oder nur etwas Ernstes zu denken, war unter den beständigen Symphonien, Flötentönen, Zitherklängen und Liedern keine Zeit; ja nur Ernstes denken zu wollen wäre die größte Thorheit gewesen, zumal für einen, der, als reiner Gegensatz jenes selbstquälenden Me nedemus, sich für einen Menschen hält, dem nichts Menschliches fremd zu seyn braucht. Zum höchsten Wohlbehagen mangelte mir nichts, als der Austausch der Rede, der denn aber leider! das Höchste von Allem ist.

Außer diesen mannigfaltigen Erheiterungen gibt es hier noch eine andere nicht geringe. Hinter den Curgebäuden liegt nemlich nahe am Flusse eine ungeheure, von vielen Bäumen beschattete Wiese. Dort versammelt sich nach der Mahlzeit alles und beginnt verschiedene Spiele. Die einen belustigen sich mit tanzen, andere singen, wieder andere spielen Ball, aber nicht nach unserer Weise, sondern Männer und Frauen werfen einen mit Schellchen besetzten Ball, jedes demjenigen zu, welchem es den Vorzug gibt. Dann läuft man von allen Seiten zusammen, um ihn aufzufangen, und wer ihn hascht, wird für den Sieger gehalten und wirft ihn wieder einer Person zu, die er auszeichnen will, während viele mit ausgestreckten Händen darnach langen, und er selbst sich stellt, als wolle er ihn bald dieser, bald jener zuwerfen.

Die Heilkraft des Bades ist vielfach und wunderbar; die Menge der Ed-

ten und Gemeinen, welche wohl aus einer Entfernung von 200,000 Schritten hieher zusammenströmen, unzählig. Es ist übrigens nicht sowohl die Gesundheit als das Vergnügen, was sie suchen. Alle Liebhaber, alle Freyer, Alle, denen das Leben lieb und werth ist, versammeln sich hier, um zu genießen, was sie ersehnen. Viele dichten sich Körpergebrechen an, indes ihr Geist es ist, der leidet. So sieht man denn hier unzählige wunderliebliche Patientinnen, ohne Männer, ohne Verwandte, bloß von ein paar Mägden und einem Diener, oder irgend einer ältlichen Muhme begleitet, die leichter hinter's Licht zu führen als zu erhalten seyn möchte. Einzelne kommen auch in prächtigen, mit Gold und Edelsteinen geschmückten Kleidern an, daß man eher glaubte, sie gingen zum festlichen Beylager als in ein Bad. Selbst Leute jener Stände, welche, durch Pflicht und Gewohnheit gefesselt, sonst dem eingezogensten Leben huldigen, treiben sich hier freyer als Andere herum, besuchen die Frauenbäder, schmücken ihre Haare mit Kränzen, werfen Scheu und Vorurtheil von sich, denn die Absicht Aller ist nur Traurigkeit zu verschrecken, Erheiterung zu suchen, an nichts zu denken, als wie man fröhlich leben und der Freude genießen möge. Man kümmert sich nicht so viel darum, wie man, was Gemeinut ist, vereinzeln, sondern vielmehr, wie man das, was der Einzelne hat, zum Gemeinut machen könne. Unglaublich ist es aber fast, daß bey einer solchen Menschenmasse (es sind ihrer an tausend), bey so verschiedenen Sitten, bey einer so trunkenen Schaar, möchte ich sagen, keine Unordnung, kein Zwist entsteht, nirgend Uneinigkeit, nirgend Zank, kein Murren, kein Schmähwort. Männer sehen ihre Frauen umherwandeln, geführt von den Fremdesten, und zwar allein von einem Einzelnen; sie lassen sie gewähren; wundern sich nicht darüber; nehmen es für nichts anders als für Freundschaft und Geselligkeit.

Oft beneide ich Jene um ihre Ruhe, und verwünsche unsere Verkehrtheiten. Wir suchen immer, begehren immer; Ehren des Gewinnes willen Himmel und Erde um, mit keinem Erwerbe zufrieden, durch keinen Vortheil begnügt. Indem wir vor künftigem Unglücke zittern, werden wir beständig von Unglück und Angst gequält; um nicht elend zu werden, hören wir nie auf, elend zu seyn, und, immer nach Schätzen haschend, lassen wir nie, weder unserm Geiste, noch unserm Körper, etwas zu Guten kommen. Jene hingegen leben, mit Wenigem zufrieden, auf den Tag; feyern täglich ein Fest; genießen, um Schätze, die ihnen nichts nützen werden, unbekümmert, was sie haben; fürchten die Zukunft nicht, und tragen das Widerwärtige, was ihnen allenfalls begegnet, guten Muthes. Ihr Reichthum besteht in der weisen Befolgung des Spruches: „Vixit, dum bene vixit; man hat nur so lange gelebt, als man gut gelebt hat!“

So schilderte Pogggius das deutsche BADELEBEN zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts (1417). Was sich in mehr als vier Jahrhunderten verändert habe, was sich gleich geblieben sey, mögen die lieben Leser und Leserinnen, welchen die Elemente des gegenwärtigen deutschen BADELEBENS bekannt sind, selbst beurtheilen. Der Vergleich wird gewiß interessant und tröstlich die Lehre seyn, zu der er führen dürfte:

Da mögen auch Jahrhunderte verstreichen:
Der Frohe wird dem Frohen ewig gleichen!

Prag, Ende März 1835.

Die letzten Freuden unsers heurigen Carnevals sind durch das schmerzlichste aller Ereignisse verdrängt worden, welches das Kaiserhaus Oesterreich und die Völker der Monarchie treffen konnte. Am Faschingssonntag wurde die Krankheit Sr. Maj. des Kaisers Franz zuerst officiell durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht, von der man wohl schon gehört hatte, doch ohne sie für bedeutend zu halten; auch waren die Nachrichten noch nicht so wenig gefahrdrohend, daß man sich immerwährend den schönsten Hoffnungen hingab. Leider erschien schon am Montag ein Bulletin, dessen Inhalt das Unabänderliche kaum mehr bezweifeln ließ. Die Montagredoute wurde abgesagt, öffentliche Geberbe angeordnet, und obschon, wie es der Verewigte wünschte, alle übrigen Belustigungen ihren ungestörten Fortgang hatten, so lähmte doch schmerzvolle Besorgniß die Schwingen des Vergnügens. Am Dienstag wurden alle Lustbarkeiten eingestellt, und in banger Ahnung sah man der Trauerbothschaft entgegen, die endlich am Mittwoch Morgens eintraf. Der gewaltige Schlag, den die Monarchie erlitt, traf Böhmen doppelt, zumal die Bewohner Prag's und diejenigen Theile des Reiches, welchen vor zwey Jahren das Glück zu Theil geworden, Zeuge der unaussprechlichen Guld und Milde des verewigten Kaisers zu seyn, als er im Triumphzuge durch die Thuren seines getreuen Königreiches dahinzog. Das Land hat nicht den König, nicht den Vater verloren, denn Kaiser Ferdinand, der Sohn Franz I., der Erbe seiner Tugenden wie seiner Kronen, wird den Unterthanen seiner weiten Reiche dieselbe Guld und Vaterforge schenken, und schon die ersten Handlungen Seines Herrschertums bewiesen ihn als ächten Sohn des Stammes Habsburg; aber es ist Franz, der ihm entrissen, der väterliche Fürst, dessen Nähe das kälteste Gemüth mit Enthusiasmus besetzte, und wir haben uns so lange an das süße Bewußtseyn gewöhnt, den Vater wie den Sohn als unser Eigenthum, als die Gegenstände unserer kindlichen Liebe und Verehrung zu betrachten, daß wir uns kaum mit dem Gedanken bekannt machen können, nur noch Einen von Ihnen als Schützer und Vater zu besitzen.

Nach Verlauf von beynabe zwey Wochen, die in starrem Schweigen vorübergingen, begannen am 15. März Abends die Trauerfeierlichkeiten in der hiesigen Domkirche zu St. Veit mit den festlichen Vigilien, welchen an den drey darauf folgenden Vormittagen die feyerlichen Requien folgten. Ein kolossaler Katastroph erhob sich in der Mitte der Domkirche, und die Anzahl der Theilnehmer an den Trauerfeierlichkeiten war so groß, daß das Gedränge mitunter lebensgefährlich wurde. An den folgenden Tagen wurden die Seetenmessen in den Pfarrkirchen abgehalten, von welchen besonders die Theinkirche sehr besucht war, in welcher die Gemeinde ein ähnliches Castrum Doloris hatte errichten lassen, in den Militärkirchen wie in jener der Augsbürgischen Confession und in der Altschulsynagoge, welche kurz vorher für den israelitischen Gottesdienst eingeweiht worden war. Noch steht in der Woche vor Ostern die Todtenfeyer des Conservatoriums der Musik zu erwarten. — Nachdem alle öffentlichen Vergnügungen durch mehr als drey Wochen eingestellt waren, wurde unsere Bühne am 24. mit Spohr's „Jessonda“ eröffnet, und wenige Tage nachher (den 29.) erschien eine in jeder Hinsicht vaterländische Novität auf derselben, da nicht allein der Stoff, sondern auch der Dichter — der letztere zu unserer Freude — Böhmen angehört. Dieses war nemlich C. E. Ebert's neuestes Trauerspiel: „Gestir.“

Die Beurtheilung eines poetischen Kunstwerkes wird auf jeden Fall dadurch sehr erschwert, wenn die literarische Stellung des Dichters gewisse Rücksichten gebietet. Bey unserm Ebert als Dramatiker treten deren zwey ein; die erste, die man als minder gewichtig vor dem Richterstuhl der unerbittlichen Kritik erkennen dürfte, ist die gerechte Achtung, die er sich in andern poetischen Formen erworben hat, welche es jedoch gefährlich macht, durch allzu große Strenge bey den ersten Schritten auf dem schlüpfrigen Pfade der dramatischen Kunst, ihn etwa von einer Gattung abzuschrecken, in der seine reiche Dichtergabe in der Folge noch vielleicht vollkommeneres erschaffen könnte. Die zweyte ist jene edle patriotische Aufopferung, womit er dem unerschöpflichen Stoff, den ihm die Geschichte aller Länder, wie die eigene Erfindungsgabe darbietet, freywillig entsagt, um den Vorwurf seiner Dramen bloß aus der Geschichte seines Volkes zu wählen, wodurch er seine Werke beynabe nur auf das Vaterland beschränkt, da man sich auswärt's wahrlich nicht so viel für Böhmen's Historie interessirt, als daß man hoffen sollte, durch einen Stoff aus derselben ein gutes Vorurtheil zu erzeugen, ja im Gegentheile froh seyn muß, wenn jenes nicht dagegen einnimmt. So sehr ich aber unsern reichbegabten Ebert um diese selten vorkommende dichterische Ba-

terlandsliebe schähe, so bin ich doch mit der Wahl seiner Stoffe aus der böhmischen Historie durchaus nicht einverstanden und habe ihn vor diesem letzten, so wie vor der Einführung einer Wahrsagerinn als dramatische Gestalt ernstlich gewarnt, bevor er dieses Trauerspiel begann; wahrscheinlich wird er durch den Erfolg sich überzeugt haben, daß meine Warnung aufrichtig und nicht ohne Überlegung ausgesprochen war. Ebert suchte den Stoff seines ersten Dramas im 11. Jahrhunderte, wo Böhmen durchaus keine wichtige Rolle in der Historie spielte, und statt vorwärts zu schreiten in das 13., 14. und 15. Jahrhundert, wo die Epoche Przemisl Ottokars, des chevaleresken Johann von Luxemburg, die Glaubenskämpfe unter Wenzel und Sigmund, der großartige Georg von Podiebrad, und der dreißigjährige Krieg mit seinen Schrecken und großartigen Begebenheiten, fertige Tragödien und die herrlichsten dramatischen Charaktere enthält, die nur des Dichters harren, daß er sie kunstgerecht ausspreche und dem Publicum vorführe, — geht er noch weiter zurück in das 9. Jahrhundert, an dem kein Mensch ein Interesse nimmt, um sich aus der Chronik einen Stoff zu holen, an dem selbst Raupach scheitern dürfte, der doch unstreitig — trotz seiner vielen Fehler, die jedoch meist Folgen der Flüchtigkeit und eifertigen Arbeit sind, bey welcher er sich kaum die Zeit nimmt, den Stoff zu prüfen, den er behandeln will, — von allen unsern Dichtern der reichste an dramatischer Erfindung ist, gumal in Bezug auf Charakterzeichnung und vor allem auf überraschende und effectvolle Situationen.

Ebert begann seine theatralische Laufbahn unter den glücklichsten Auspicien mit dem historischen Schauspiel: „Vzjetislav und Jutta,“ aber mit einem Fond, von Stoff, der etwa für einen Balladenkranz ausreichen dürfte, doch weder Fülle der Handlung, noch wahres dramatisches Leben enthielt, und wenn er das Ziel mit der Bearbeitung desselben nicht erreichte, nach dem er zu streben schien, so war damit noch keineswegs entschieden, ob sein Talent, das sich in epischen und besonders in lyrischen Gedichten so schön und vielversprechend entfaltet, sich auch für das dramatische Fach eigne oder nicht. Es fehlte ihm damals unstreitig (wie bey dem ersten Versuch natürlich) an aller Bühnenkenntniß, und wo er Effecte hervorbrachte, gingen diese theils aus der jugendlichen Eut der Auffassung, theils auch aus schönen Fehlern, lyrischen Ergüssen, und vorzüglich aus der lebensvollen Charakteristik des Helden hervor, der zwar ebenfalls noch eine mehr epische als dramatische Gestalt war, doch durch die Fülle der Kraft hinriß, wenn gleich einige superdelicate Kritiker darüber in Harnisch geriethen, daß ein böhmischer Heldenjüngling des 11. Jahrhunderts nicht mit dem jersischen Menuetts anstand auftrat, wie ein römischer Senator oder ein griechischer Confident in einer französischen Tragödie. Auch das Costume der Sprache und Sitten war, bis auf einige üppige Auswüchse, wo ihn der lyrische Enthusiasmus mit sich fortriß, richtig eingehalten. Manchen der übrigen Personen des Schauspiels fehlte es freylich an Individualisirung, an Consequenz, überhaupt an eigentlichem Charakter, vorzüglich hatte er den Ublatrich vernachlässigt, welcher in der Chronik in einer nichts weniger als unbedeutenden Gestalt auftritt, und Lubomir schillert in verschiedenen Farben wie ein poetisches Chamäleon. Übrigens sprachen die meisten schöne Verse in ziemlich gleicher Weise an. Wenn nun dieses erste dramatische Werk Ebert's, welches bey all seinen Fehlern doch einen wahren poetischen Geist hauchte, hier einen Enthusiasmus des Veyfalls erregte, wie früher noch bey keiner theatralischen Erscheinung erhört war, so ist dies nicht einmal, wenigstens nur kleinen Theils, dem böhmischen Stoffe zuzuschreiben, der in der Regel unsere guten Landsteute ziemlich kalt läßt, sondern vorzüglich der Achtung und Liebe, welche der junge, reichbegabte Dichter durch seine früheren Arbeiten, seine Wlafa und vorzüglich seine Gedichte sich erworben hatte.

(Der Schluß folgt.)

R. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 22. April: „Il Furioso nell' isola di S. Domingo.“ Melodramma in due atti. Musica del Sigr. Maestro Gaetano Donizetti.

Mit dem „Furioso“ ist nunmehr die dritte Opernvorstellung der italienischen Gesellschaft, und zwar abermals mit einer Composition von Donizetti, dem bisherigen einzigen Verforger des Repertoirs, zu Tage gefördert worden. Über diese Oper als musikalisch-dramatisches Kunstwerk ist in diesen Blättern bereits ausführlicher die Rede gewesen (W. 3. Nr. 18. Seite 143), und da die heutige Vorstellung unsere damals ausgesprochene Ansicht in der genannten, allgemeinen Beziehung nicht zu ändern vermocht hat, so

können wir uns eine Wiederholung um so häufiger ersparen, und sofort zu den Leistungen der einzelnen Mitglieder unserer Gesellschaft übergehen. Die Titelrolle wurde von Sigr. *Cartagenova* gegeben. Der Ruf dieses Sängers, den wir bisher nur in einer untergeordneten, für ihn wenig passenden Parthie kennen lernten, hatte die Erwartung des Publicums vorzugsweise auf die Rolle des *Cardenio* gelenkt, und Sigr. *Cartagenova* wußte diese Erwartung an einzelnen Stellen allerdings durch die Kunst seines Vortrags, so wie auch theilweise durch ergreifendes Spiel zu befriedigen. Im Ganzen genommen scheint aber seine Stimme zur Durchführung eines durchgehends so leidenschaftlichen Partes nicht Kraft genug zu haben, und daher einer Anstrengung zu bedürfen, die zu oft sichtbar wird, um immer schön und angenehm zu seyn; hauptsächlich aber fehlt es dieser Stimme an Umfang, und der beschränkte Kreis, innerhalb dessen sie sich zu bewegen gezwungen ist, gibt der ganzen Leistung eine Monotonie, an die man sich nicht ohne Widerstreben und ohne Opfer gewöhnen kann. Einzelne Stellen dagegen waren von großer, selbst ergreifender Wirkung, und zeugten nicht allein von der musikalischen Ausbildung, sondern auch von dem tiefen und richtigen Gefühl des Darstellers. In Beziehung auf das Spiel haben wir einige nicht gerade edle und würdevolle Bewegungen, so wie ein paar allzu handgreifliche Collisionen mit den Statisten, wohl nur auf Rechnung der uns ungewohnten italienischen Darstellungsweise zu schieben. — Sigr. *Tadolini* erschien heute als *Eleonora*. Wir sind bey unserm ersten Berichte unwillkürlich von der Meinung ausgegangen, daß diese Künstlerin ausschließlich in dem heiteren Fache zu glänzen bestimmt sey. Die heutige Leistung, so trefflich sie auch in beynahe jeder Hinsicht zu nennen ist, hat diese Meinung nicht erschüttert; wir berufen uns deswegen auf die Schlussscene der Oper, und den außerordentlichen, alles Frühere überwältigenden Eindruck, den Sigr. *Tadolini* durch die heiteren gefälligen Strophen am Schlusse des Ganzen hervorbrachte. Daß sie auch in den ernsten, sogar tragischen Theilen ihrer Rolle so vollkommen befriedigte, ja stellenweise zur Bewunderung hinriß, gereicht der Versatilität ihres Talentes zum großen Ruhme und erwirbt ihr auf die Vorliebe unseres Publicums einen doppelten Anspruch. — Ganz ausgezeichnet war Sigr. *Frezzolini* als *Kaidama*; namentlich in dem nun schon berühmt gewordenen Duett mit *Cardenio* im ersten Acte. Was wir schon früher von der Erfindung dieses Duetts, so wie überhaupt von der Zusammenstellung jener beyden geistigen Dissonanzen gesagt haben, das tritt nun bey der wirklich vollkommenen Darstellung noch heller an's Licht, und es gehört eine ganz eigene Überwindung dazu, die Ergüsse des höchsten irdischen Tamms mit den Buffonerien eines beynahe zum Affen erniedrigten Geschöpfes in einem und demselben Schilde hinunterzubringen. Wenn man aber einmal diesen natürlichen Widerwillen besiegt hat, dann läßt sich freylich nicht läugnen, daß die Darstellung des Sigr. *Frezzolini* das Vollkommenste ist, was man in dieser Hinsicht sehen kann; wir wenigstens können uns eine größere Wahrheit mit einer komischeren Wirkung, zumal mit dieser Stimme, nicht leicht gepaart denken. Der Tenor Sigr. *Santi* befriedigte heute allgemein durch den eben so kunstreichen, als gefühlvollen und gemäßigten Vortrag in seiner, für den Sänger keineswegs dankbaren Parthie. Mit Dank und Anerkennung haben wir der *Dlle. Ches* für die Mitwirkung in der kleinen Rolle der *Marcella* zu erwähnen. Sigr. *Calalano* als *Bartolomeo* war nicht bedeutender als der ihm zugetheilte Part. Chöre und Orchester verdienen nur das alte, gewohnte Lob.

Erklärung.

Als ein Beweis, welchem Mißbrauche die Redaction einer Zeitschrift auch bey der größten Wachsamkeit ausgesetzt ist, diene das Gedicht: „Der Baum und die Quelle“ in Nr. 47 dieser Blätter. Das genannte Gedicht wurde der Redaction unter der ihr schon bekannten Chiffre — *ch* — eingefendet, und im Vertrauen auf die literarische Ehrlichkeit des Einsenders, ohne weitere Forschung nach seiner Achtheit, aufgenommen und abgedruckt. Aus einer späteren, beynahe zufälligen Entdeckung ergibt es sich nun, daß dieses Gedicht ein Eigenthum unseres trefflichen vaterländischen Sängers, des Herrn Carl Gottfried Ritters von *Leitner*, und bereits im Jahre 1830 in Nr. 50 dieser Zeitschrift, mit dem Namen des Verfassers unterzeichnet, erschienen ist. — Die Redaction hielt es für ihre Pflicht, die vorstehende Thatfache ihren Lesern unumwunden vorzulegen, sowohl zur Steuer der Wahrheit, wie für einen unserer ausgezeichnetsten Dichter und Literatoren gebührt, als auch zur Warnung für diejenigen, welche die Unmöglichkeit: alle im Laufe von 5 Jahren eingehenden Gedichte im Gedächtnisse zu behalten, zur Befriedigung einer gewissenlosen Eitelkeit mißbrauchen möchten.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.